Sehnsucht nach Jerusalem.

Aus dem Hebräischen des Jehuda Halevi übersetzt von Dr. S. Kristeller.

Du schöne Stadt, du Lust der Welt,
Du einst des Königs Stadt genannt,
Wie sehnet sich zu dir mein Geist
Hier aus dem fernen Abendland.

Mein Busen wogt, mein Herz erglüht,
Gedenk ich der vergang'nen Zeit,
Ach daß zerstört ist deine Pracht,
Ach daß dein Tempel ist entweiht!

O hüben Adlerschwingen mich
Und führten mich zu dir, o Stadt,
Ich weinte bis der Thränen Flut
Den heil'gen Staub gesättigt hat.

Nach dir, nach dir verlange ich,
Ob auch dein König nicht mehr thront.
Ob auch, wo Gilead's Balsam floß,
Nun Otter haust und Schlange wohnt.

Liebkosen möcht' ich jeden Stein
Und pressen ihn an meinen Mund,
Denn süßer mir als Honig däucht
O Zion, dein geweihter Grund.



Der 9. Ab.

In der ganzen ereignisreichen Geschichte des jüdischen Volkes hat wohl kein Tag eine so hohe Bedeutung für uns erlangt wie der 9. Ab.

Alljährlich, wenn die Strahlen der Sonne die Früchte zum Reifen bringen, wenn alles in der Natur uns zum Genusse einladet, ziehen in Israel drei Wochen (vom 17. Januar — 9. Ab) vorüber, die man die Trauerwochen nennt. Da blicken wir aus der freudigen Gegenwart zurück in die traurige Vergangenheit, um aus ihr Lehren für die Zukunft zu entnehmen.

Wir sehen die großen Propheten, den warnenden Jesaia, den klagenden Jeremia, wie sie das Volk von seinem schlechten Wege abzubringen suchen. Wir hören ihre strafenden Reden und entnehmen daraus, wie vergeblich ihre Worte waren. Wir sehen die Scharen der Babylonier heranziehen, wie sie das Land verwüsten und nach langen Kämpfen Jerusalem einschließen. Fast ein Jahr dauert die Belagerung, bis die fremden Eroberer am 17. Tamus die Mauern ersteigen und in die Stadt eindringen. Aber noch drei Wochen müssen sie kämpfen, ehe es ihnen gelingt, am 9. Ab den Tempel, die letzte Zuflucht der Juden, in Brand zu stecken und damit das Ende des jüdischen Staates herbeizuführen.

Wir wandern mit unseren Vorfahren weiter, sehen ihre Gefangenschaft, begleiten sie wieder in die Heimat und freuen uns an dem Baue des zweiten Tempels. Wir nehmen teil an dem regen geistigen Leben, das sich nun ent-

faltet. Aber wir beklagen auch mit den gesetzestreuen Juden den Abfall vom Glauben, dessen sich die sogenannten Hellenisten schuldig machen. Wir kämpfen mit den Makkabäern gegen griechischen Uebermut und sehen voll Freude das Aufblühen des Staates. Aber die Zwietracht und der Unglauben lassen das Volk nicht zur Ruhe kommen, und wieder ist es ein 9. Ab, an dem der Tempel in Asche sinkt und das Volk hinweggeführt wird von seinem Heimatlande.

Doch Juda ist nicht verloren, wenn auch der jüdische Staat für immer vernichtet ist. In seinen Lehrhäusern ersteht ihm neue Kraft, neues Leben. Fast 60 Jahre nach der Zerstörung des zweiten Tempels erringt es unter der Führung hervorragender Helden des Geistes und des Schwertes scheinbare Erfolge. Doch der Römer Uebermacht und List und Verrat brechen die jüdische Kraft vollends.

Und zum dritten Mal ist der 9. Ab ein Unglückstag für Israel, da an ihm der letzte feste Platz in die Hände der Römer fällt.

Jahrhunderte gehen vorüber. In allen Ländern wohnen Juden, bald aufatmend unter milden Herrschern, bald niedergebeugt und zu Tode gemartert von verblendeten, geldgierigen Tyrannen, aber immer festhaltend an dem Glauben der Väter. Besonders in Spanien sind sie glücklich, und während eines Zeitraumes von 700 Jahren blühen Wissenschaft und Künste unter ihnen ungestört, während sie in fast allen Ländern geknechtet und verfolgt, ein gar trauriges Dasein führen.

Aber den glücklichen Tagen unserer Brüder in Spanien naht ein jähes Ende. Der 9. Ab des Jahres 1492 beraubt sie ihrer teuren Heimat.

Vier Jahrhunderte sind seit dem verhängnisvollen Tage der Vertreibung der Juden aus Spanien dahingerollt. Wo man den Juden den Aufenthalt gestattet hat, haben sie sich stets als treue Bürger bewährt, haben sie der Mahnung des Propheten gemäß das Wohl des Landes zu fördern sich bemüht und zu dessen Sicherheit und Ehre nach Kräften beigetragen.

Wie sich nun unsere Zukunft auch gestalten mag, wir wollen unbekümmert um diejenigen, die aus Neid und Haß uns die Freude an der Gegenwart vergällen wollen, uns stets als treue Söhne und Töchter unseres geliebten Vaterlandes bethätigen; aber der 9. Ab, der uns für alle Zeiten ein Trauertag sein wird, in hergebrachter Weise: Durch Fasten, Gebet und Verlesen der Klagelieder des Jeremias gedenken. R. Hirschfeld.

Gott segne dich!

Aus dem Englischen von Dr. H. Baar. (Schluß.)

Betrachten wir zuletzt noch Moses Sterbestunde. — Jeder weiß, wie die Israeliten sich ihm widersetzten, wie seine edelsten Absichten dem hartnäckigsten Widerstand begegneten. Jedoch als seine letzte Stunde gekommen war, hatte er alle ihm zugefügte Unbill vergessen.

Seine letzten Worte waren die des Segens: — — —. „Dies war der Segen, welchen Moses den Kindern noch gab,“ beginnt das letzte Kapitel des fünften Buches Moses.

Liebe Kinder! An einer der schönsten Stellen der Bibel heißt es: „Ich lege heute vor Euch Segen und Fluch; Segen, wenn ihr die Gebote des Herrn eures Gottes halten, — und Fluch, wenn ihr sie übertreten werdet.“ —

Alles Gute, Wahre und Schöne trägt den Segen schon in sich, aber im Schoße alles Schlechten, Gemeinen und Verbotenen ist Schuld und Strafe verborgen. Je besser, vollkommener Euer Leben, desto mehr Segen werdet ihr von dem, was Ihr gesäet, ernten. Eure Missethaten aber werden Schande und Schmach auf Euch häufen. Es ist ein alter Spruch, daß eines Vaters Segen den Kindern Häusern bauet, und einer Mutter Fluch sie wieder niederreißet. Beherziget das Kind des Vaters gute Lehren, so wird es immer glücklich und zufrieden sein, während der Kummer und die Sorge, die ein Kind seiner lieben Mutter bereitet, ihm sein lebelang zum Vorwurf gereichen wird.

Teure Kinder! Ihr habet zweifellos schon von Gottlosen, die nicht an Gott glauben, sprechen hören. Ich habe diese Leute stets bemitleidet, denn wer nicht an Gott glaubt, der darf nicht sagen „Gott segne Dich.“ Und wer diese schönen Worte nicht sprechen kann, dem fehlt eine Saite in seiner Seele.

Einer unserer geachtetsten Sprachforscher behauptet: „Gott segne dich“ seien die melodischsten, den stärksten Eindruck ausübenden Worte unserer Sprache. Ich stehe auf demselben Standpunkte; denn wenn ich dazu berufen wäre, den innigsten Wunsch meines Herzens, den ich für meine Mitmenschen und für Euch, meine lieben Kinder, hege, auszusprechen, ich würde den Freudenruf an Euch ergehen lassen: „Möge Gott Euch segnen!“ Aber merket wohl: Nicht unsere Sprache schuf diese Worte, sondern die Bibel; es ist eine Abkürzung jenes wohl bekannten Priestersegens, mit dem der Hohepriester Aron das Volk Israel segnete:

„J'worechecho = Der Herr segne dich und behüte dich, der Herr lasse sein Antlitz dir leuchten und sei dir gnädig, der Herr wende sein Antlitz dir zu und gebe dir Frieden!“

In des Königs Rock.

Erzählung von J. Herzberg.

Verfass.r der preisgekrönten Erzählung „David und Jonathan.“

 (Fortsetzung.)

V. Kapitel.

Im Quartier.

Nach Beendigung des ersten Nachmittagsdienstes, der in einigen Freiübungen und in dem Erlernen des soldatischen Grußes bestand, machte Hochfeld sich auf den Weg nach der Stadt, um ein geeignetes Quartier sich zu

suchen. Er mußte hierbei darauf Rücksicht nehmen, ein Quartier mit voller Beköstigung zu bekommen, da in O. keine Gastwirtschaft war, in der er eine den Religionsvorschriften entsprechende Verpflegung erwarteu konnte.

Er lenkte seine Schritte zunächst zu dem jüdischen Lehrer in O., dessen Rat er sich erbitten wollte. Auf dem Wege zu diesem bemerkte er plötzlich einen älteren Herrn, der, an einen Laternenpfahl sich stützend, schmerzlich stöhnte und nahe daran war, umzusinken. Hochfeld eilte sofort hinzu, dem Unglücklichen, auf dessen Angesicht Totenblässe lag, seine Hülfe zu leihen. Kaum hatte dieser mit schwacher Stimme die Worte hervorgebracht:

„Ich bitte Sie, — geben Sie — mir ihren Arm, und geleiten Sie mich — nach meiner nahen Wohnung," so hatte Hochfeld ihn auch schon mit seinem rechten Arm umschlungen und führte ihn so in die Wohnung des Erkrankten, die dieser ihm durch Geberde bezeichnete. Die Wohnung lag zu ebener Erde. An einem der Fenster, die auf die Straße führten, saß die Gattin des Kranken. Als sie die beiden Männer kommen sah, sprang sie entsetzt auf und eilte ihnen entgegen.

„Um Gotteswillen, Josef, was ist geschehen?" rief die Frau, die Hände ringend.

Der Angeredete, der sich inzwischen ein wenig erholt und sich in einen Lehnstuhl uiedergelassen hatte, antworete mit schon etwas kräftigerer Stimme seiner geängstigten Frau:

„Es ist mir gottlob schon etwas besser, liebe Minna, mich hat wieder und zwar auf offener Straße, einer jener Ohnmachtsanfälle überrascht, von denen ich mich schon gänzlich befreit glaubte. Ich fühle mich bereits etwas wohler."

In der That nahm Herr Goldstein, welchen Namen Hochfeld auf dem an der Stubenthüre befindlichen Schilde gelesen hatte, eine heitere Miene an, wodurch die erschreckte Frau wieder beruhigt wurde.

„Diesem Herrn," fuhr Herr Goldstein fort," bin ich zu großem Danke verpflichtet, da er mir in meinem hilflosen Zustande so bereitwillig und kräftig seinen Beistand geliehen hat."

„Bitte, nehmen Sie zuvörderst Platz, mein Herr," wandte sich der Hausherr an Hochfeld, einen fragenden Blick auf ihn werfend.

Hochfeld verstand diesen fragenden Blick, und er entgegnete:

„Mein Name ist Hochfeld, ich bin Lehrer in M."

„Es freut mich außerordentlich, Ihre werte Bekanntschaft zu machen, die ich einem leider so unangenehmen Ereignis verdanke," sprach Herr Goldstein, freundlich nickend; und nachdem er einen stärkenden Trunk zu sich genommen, den seine Gattin ihm mittlerweile bereitet hatte, fuhr er fort:

„Nun, mein lieber Herr Hochfeld, empfangen Sie meinen innigen Dank für Ihre Hilfsbereitschaft. Nur bedaure ich, Ihnen vielleicht einen Teil Ihrer kostbaren Zeit geraubt zu haben."

„Eines Dankes, lieber Herr, bedarf es nicht," entgegnete Hochfeld, „was ich gethan habe, ist allgemeine Menschenpflicht. Ihrem Bedenken betreffs meiner Zeit habe ich entgegenzusetzen, daß dieselbe augenblicklich nicht mir, sondern meinem Kaiser gehört und ich war eben im Begriffe, die mir gelassene freie Zeit meinen persönlichen Angelegenheiten zu widmen."

„Seit wann sind Sie Soldat?" fragten Herr und Frau Goldstein zu gleicher Zeit.

„Erst seit dem heutigen Morgen."

„Sie werden sich nicht leicht an das Soldatenleben gewöhnen," warf die Hausfrau ein, die ihren Gast immer aufmerksamer zu betrachten schien, und ihren Blick nicht von ihm abwandte.

„Gewiß," entgegnete Hochfeld, „aber ich bin gern Soldat geworden, und dann habe ich auch schon einen kleinen Vorgeschmack von dem Militärleben im Seminar bekommen." —

„Ihr Ausgang war also kein zweckloser Spaziergang," fragte Herr Goldstein, „sondern Sie hatten ein bestimmtes Ziel, eine gewisse Absicht."

„Ja," erwiderte Hochfeld, „ich beabsichtigte mich dem hiesigen jüdischen Lehrer vorzustellen, um seinen Rat und seinen Beistand wegen eines Kosthauses zu erbitten. in welchem ich während meiner sechswöchigen Dienstzeit speisen, vielleicht auch zugleich wohnen könnte."

„Sie dienen nur sechs Wochen?"

„So ist es. Auch als jüdischer Lehrer habe ich die Vergünstigung, nur sechs Wochen bei der Fahne dienen zu brauchen. Sie werden begreifen, daß ich in der Kaserne nicht speisen kann. Ich habe auch vom Hauptmann heute, jedoch erst nach einer längeren Auseinandersetzung, die Erlaubnis erhalten, aus der Menage zu treten, und ein Bürgerquartier zu beziehen. Ich kann zu meiner Freude hinzufügen, daß ich auch für die anderen Glaubensgenossen meiner Kompagnie die Erlaubnis zum Austritt aus der Menage erwirkt habe."

„Das zu erfahren, ist sehr erfreulich," sprach Herr Goldstein, und nachdem er mit seiner Frau einen Blick gewechselt, fuhr er fort: „Herr Hochfeld, ich möchte mir gestatten, Ihnen einen Vorschlag zu machen. Wie wäre es, wenn Sie während Ihrer Dienstzeit bei uns Wohnung nehmen würden. Wir haben Räumlichkeiten genug, um Sie zu beherbergen. Auch könnten Sie bei uns speisen, das heißt, wenn Ihnen das genügt, was unsere Küche bietet. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß Sie in religiöser Hinsicht keinerlei Bedenken zu tragen brauchen, da wir einen streng jüdischen Haushalt führen."

Hochfeld war hocherfreut über dieses unerwartete Anerbieten und antwortete gleich:

„Ich danke Ihnen von Herzen für Ihre Güte, von der ich gewiß Gebrauch machen werde. Ein guter Soldat darf nicht schüchtern sein, und

nichts ausschlagen, was ihm sein Los erleichtern könnte.

„Sie können Ihr neues Quartier sogleich beziehen," sprach Herr Goldstein, darüber erfreut, daß sein Anerbieten angenommen wurde. Wenn Sie zurückgekehrt sind, werden wir das Abendbrot einnehmen."

Hochfeld hatte sich inzwischen erhoben, und nachdem er nochmals seinen Dank geäußert hatte, verabschiedete er sich.

In der Kaserne angelangt, packte Hochfeld seinen Koffer, und von einem Stubengenossen begleitet, der ihm den schweren Koffer tragen half, ging er in die Stadt, um sein neues Quartier zu beziehen. Als er das in der Osterstraße belegene Haus Goldsteins betrat, ahnte er nicht, welchen merkwürdigen Verhältnissen er hier begegnen werde. — — —

VI. Kapitel.

Alma.

Unterdessen hatte es sich Frau Goldstein angelegen sein lassen, das für Hochfeld bestimmte Wohnzimmer herzurichten. Dieses Zimmer war recht behaglich eingerichtet. Bei seinem Eintritt fand er Frau Goldstein noch dabei beschäftigt, durch allerlei kleinere Vorkehrungen die Behaglichkeit des Zimmers möglichst zu erhöhen, worin die meisten Frauen eine so große Fertigkeit besitzen. Nachdem Hochfeld seinen Begleiter entlassen hatte, begab er sich mit seiner Wirtin ins Familienzimmer. Hier fand er außer dem Hausherrn, der an dem wohlgedeckten Tische saß, eine junge Dame. Goldstein begrüßte ihn mit den freundlichen Worten:

„Willkommen in meinem Hause!"

Dann wandte er sich an die junge Dame, die mit dem Ordnen der auf dem Tische befindlichen Gegenstände beschäftigt war, indem er lächelnd sprach:

„Liebe Alma, hier stelle ich Dir unsern Gast, Herrn Albert Hochfeld, vor, gegenwärtig königlich preußischer Rekrut, sonst Lehrer in M. Ich hoffe, daß auch Du bestrebt sein wirst, unserm neuen Freunde den Aufenthalt bei uns so angenehm wie möglich zu machen."

Dann fuhr er fort, indem er sich an Hochfeld wandte:

„Dies ist unsere Tochter Alma."

Das junge Mädchen verneigte sich und sprach:

„Mein Herr, es soll mir eine Freude sein, zur Erleichterung Ihres gewiß harten Loses beizutragen."

Hochfelds Augen hingen wie gebannt an den Lippen der Sprchenden. Ihre liebliche Stimme erschien ihm wie Zaubermusik. Welch herrliche Erscheinung war die Tochter seines Wirtes! Eine üppige Fülle schwarzen Haares wallte auf den Nacken hernieder, und dunkelbraune Augen, aus denen Milde, Güte und Sanftmut strahlten, blickten ihn freundlich an.

Nur eins fiel Hochfeld sofort auf. Die Tochter erinnerte mit keinem Zuge an die Eltern; das prüfende Auge suchte vergebens nach irgend welcher Familienähnlichkeit. Almas ganze Erscheinung war so anmutig, ihr Wesen so ansprechend, daß jeder, der sie auch nur flüchtig kennen lernte, sich zu ihr hingezogen fühlte. Die fesselnde Erscheinung des anmutigen Mädchens machte einen tiefen Eindruck auf Hochfeld. Sein Blick ruhte mit Wohlgefallen auf demselbenen, und mit Behagen lauschte er ihren Worten. Nach einer Weile entgegnete er:

„Die Worte, mit welchen Sie mich, einem Ihnen ganz Fremden, begrüßen, klingen so verheißungsvoll, daß ich eine glückliche Zeit in diesem Hause zu verleben hoffe."

„Sagen Sie nicht," erwiderte das junge Mädchen, „Sie seien mir noch ganz fremd. Der liebe Vater erzählte mir bereits von dem Unfalle, der ihm während meiner Abwesenheit zugestoßen ist, und auch von dem Liebesdienste, den Sie ihm bei dieser Gelegenheit erwiesen haben."

„Für mich, mein Fräulein," entgegnete Hochfeld, „ist dieser an sich gewiß bedauernswerte Unfall gewissermaßen die Quelle meines Glückes geworden, da ich durch ihn die Bekanntschaft so lieber Menschen gemacht habe."

„Ja, ja," hob hierauf der Hausherr an, „unser ganzes Leben ist fast eine ununterbrochene Kette von glücklichen und unglücklichen Zufällen, die uns gar zu oft plötzlich in vorher ungeahnte Verhältnisse hineinführen. Nun aber bitte ich, Platz zu nehmen, damit wir das Abendbrot verzehren."

Dieser Aufforderung wurde alsbald Folge geleistet.

Nach eingenommener Mahlzeit verblieben die Anwesenden noch einige Zeit beisammen, und Hochfeld wurde durch eine anregende Unterhaltung seinem freundlichen Gastgeber und dessen Angehörigen um vieles näher gerückt. Im Fluge waren die Abendstunden dahingerauscht, und als die Uhr die elfte Stunde schlug, begab Hochfeld sich auf sein Zimmer.

Doch vermochte Hochfeld sich noch nicht zur Ruhe zu begeben. Die verschiedenartigsten Eindrücke des Tages wirkten noch zu mächtig auf ihn ein. Noch nie Wahrgenommenes, nie Geahntes hatte seine Gedanken erfüllt. Ein wonniges Gefühl hatte ihn erfaßt, als die wohlwollenden Augen seiner Gastgeber auf ihm ruhten, So konnte nur ein Elternblick erwärmen und tief ins Herz dringen. Und wie fühlte er sich vom ersten Augenblicke an hingezogen zu diesen treuen Seelen. Und Alma, — wie hatten ihre braunen Augen ihn liebevoll angeschaut, als strahlte aus ihnen eine innige Schwesterliebe ihm entgegen. Ein banges und zugleich süßes Gefühl hatte da sein Herz erfaßt und Empfindungen waren in ihm wachgerufen worden, die er bisher nicht kannte, über die er sich selbst nicht klar zu werden vermochte. Und doch, wie gern ließ er diese Empfindungen in sich wirken, die ihm einen Blick in eine Welt gewährten, die im rosigen Lichte vor ihm lag. Lange, lange hatte er so selbstvergessen dagestanden, als er plötzlich durch den Wächter-

ruf, der die Mitternachtsstunde verkündete, aufgeschreckt wurde. Er ermannte sich und legte sich zur Ruhe. Bald war er fest eingeschlafen; doch war es ein unruhiger Schlaf, den er fand. Die mannigfaltigsten Traumbilder umgaukelten seinen fieberhaft aufgeregten Sinn. Im Anfang drangen unausgesetzt an sein Ohr Kommandorufe und Trommelwirbel, Hornsignale und Waffengeklirr, vermischt mit unaufhaltsamem Geknatter der Gewehre. Bald endete der betäubende Lärm, der immer mehr in der Ferne verklang, und es war ihm dann, als vernehme er eine langsam sich nähernde Himmelsmusik; von zahllosen, lieblichen Lichtgestalten, überirdischen Wesen, wähnte er sich umschwebt, und es schien ihm, als ob jene Augen, beredt und glanzvoll, wie die Augen derjenigen, welche so liebe Worte schon zu ihm gesprochen, glückverheißend ihm zuwinkten. — — —

Das erste Morgenlicht brach durch das große Fenster, und Hochfeld erwachte. —

Zur festgesetzten Zeit begab er sich nach der Kaserne. Auf Stube No. 33 herrschte schon reges Leben. Jedermann war bemüht, sich mit Eifer den verschiedensten, ihm obliegenden Verrichtungen hinzugeben. Hier setzte der eine alle seine Kraft daran, seiner Fußbekleidung den höchst möglichen Glanz zu entlocken, was ihm auch, da er sie mit einer Wucht bearbeitete, als gelte es, einen Feind mit der Bürste zu verhauen, zu gelingen schien. Dort zeigte ein anderer, daß er ein verschworener Feind alles Schwarzen und ein Förderer und Verehrer der „Weißheit" sei, denn bedächtig strich er mit einem an ein Stäbchen befestigtes Schwämmchen, das er eben in ein Glas getaucht, in dem sich eine weiße Masse befand, über sein Lederkoppel hin. Hochfeld begab sich sofort zu seinem Kameraden, der sein Berater und Helfer war, und nunmehr auch die Sorge für seine „Weißheit" und seinen „Glanz" übernahm. Bald erstrahlten die Knöpfe seines Waffenrockes in hellem Glanz. Nun hieß es aber auch, denjenigen Körperteil in einen dienstlichen Zustand zu versetzen, an den der Dienst die meisten Ansprüche stellt — — den Fuß.

Hochfeld trug noch seine eigene Fußbekleidung, doch es war untersagt, mit dieser zum Dienste zu erscheinen. Da standen sie nun fein säuberlich und blank gewichst vor ihm, — jene ledernen Kolosse. Mit Zagen und Bangen suchte er die ihn anstarrende Öde und Leere, die in diesen altertümlichen, mit mächtigen Nägeln besetzten Fußbekleidungsstücken herrschte, auszufüllen, was ihm beim besten Willen nicht gelingen wollte, da in jedem Stiefel Raum genug für zwei Füße war. Und das Gewicht dieser mächtigen ledernen Fußhüllen! Wer je eines anschaulichen Beweises für das Gesetz von der Schwere, nach welchem „die Erde alle Körper anzieht," bedarf, versuche sich in jenen ledernen Gehäusen fortzubewegen; er wird auch finden, daß Schiller Recht hat, wenn er meint: daß „der Sterbliche zu sehr an der Erdscholle haftet;" nur mit Mühe vermochte Hochfeld anfangs seine Füße zu heben.

Aber er gewöhnte sich nach und nach daran, so daß es ihm, als er auf Stube 19, woselbst die „Instruktionsstunde" abgehalten werden sollte, angelangt war, schien, die Stiefel hätten an Gewicht verloren. Pünktlich um sieben Uhr betrat der Sergeant die Stube, und nun begann eine jener Stunden, die dem angehenden Krieger des Heiteren gar vieles boten, Stunden, aus denen jetzt noch immer Einzelheiten, mögliche und unmögliche, Heiteres und Ernstes, an die Öffentlichkeit gebracht werden. Diese Instruktionsstunden, in denen die Soldaten gewissermaßen ihre wissenschaftliche militärische Ausbildung erhalten, gehören zu den schönsten Erinnerung des Soldatenlebens.

Nach Beendigung dieser ersten Instruktionsstunde wurde der Befehl erteilt: „Um 10 Uhr antreten im Ordonnanzanzuge zur Ableistung des Fahneneides in in der Marieneirche." Als Hochfeld diesen Befehl vernahm, schaute er nicht wenig befremdet darein, denn wie konnte man ihm zumuten oder gar anbefehlen, in einer christlichen Kirche einen heiligen Eid zu schwören? Entweder lag hier ein Irrtum oder eine Unachtsamkeit vor. Entschlossen trat er darum sogleich vor und sprach:

„Herr Sergeant, ich kann in der Marienkirche den Fahneneid nicht leisten." — —

„Warum nicht?"

„Weil ich Jude bin!"

„Was hat den Ihr Judentum mit der Eidesleistung zu thun?"

„Eine Eidesleistung ist eine religiöse Handlung, und eine solche kann ich unter keinen Umständen in einem nichtjüdischen Gotteshause vollziehen."

„Nun, so werde ich es dem Hauptmann melden. Jedenfalls haben Sie aber, so lange nichts anderes befohlen ist, den eben vernommenen Befehl zu respektieren."

Als darauf das Commando: „Weggetreten!" ertönte, ging Hochfeld schweren Herzens von dannen.

So war er denn abermals in eine peinliche Lage geraten. Wiederum standen sich Religionsgesetz und militärische Pflicht gegenüber, beide unweigerliche Befolgung fordernd. Durfte Hochfeld auch in diesem Falle auf eine günstige Lösung des Widerstreites hoffen? Sollte es ihm auch dieses Mal gelingen, seine militärische Pflicht zu erfüllen, ohne das Religionsgesetz zu übertreten? — — —

(Fortsetzung folgt.)

Briefmarken und Briefmarkensammeln.

Daß es eine Zeit gegeben hat, in der keine Briefmarken existierten, dürfte den Erfahrenen unter euch jugendlichen Sammlern wohl bekannt sein. Die Briefmarke ist in der That ein Kind unserer Zeit, wie die Eisenbahn, dieses gewaltige Verkehrsmittel, das uns in wenigen Stunden hunderte von Kilo-

metern weit trägt. Und mit der Eisenbahn geht auch der Brief, den ihr geschrieben habt, an den lieben Onkel oder die gute Großmama, um euch womöglich mit einer Bitte in Erinnerung zu bringen.

Ein Engländer war es, Rawland Hill, der den Gedanken faßte, das früher so hohe Porto für die Beförderung eines Briefes auf einen Penny herabzusetzen, und er sowie einige andere Engländer sind auch die Erfinder der Briefmarken gewesen, die zur Durchführung des Penny-Portos notwendig wurden. So wurden vor nunmehr vierundsechzig Jahren die Briefmarken in England „erfunden." Und da man sah, daß die Sache praktisch war, — man brauchte nur eine Marke zu kaufen und sie auf den Brief zu kleben — so ging man auch in den anderen Ländern dazu über, die alten hohen Preise für die Briefbeförderung abzuschaffen und eie billiges Porto mit Benutzung von Briefmarken einzuhren. Auf England folgten im Jahre 1846 Nordamerika, 1849 Frankreich, 1850 Preußen, Oesterreich, Sachsen u. s. w. Man begnügte sich natürlich nicht mit einer Sorte von Briefmarken, sondern gab — je nach dem Entgelt, das die Post für die Beförderung eines leichten oder schweren Briefes, einer Zeitung, eines Packetes ꝛc. forderte — verschiedenwertige Marken aus. Auch führte man in einzelnen Ländern bald dieses, bald jenes Bild als Zeichnung auf der Briefmarke ein, was immer neue Markensorten schuf. War das Bild das Portrait des Herrschers, so mußten jedes Mal, wenn ein neuer Regent den Thron bestieg, neue Marken ausgegeben werden. Namentlich Spanien entwickelte eine große Thätigkeit auf diesem Gebiete; man zählt seit 1830 über 400 verschiedene Arten spanischer Briefmarken.

Im ganzen sind in den vierundsechzig Jahren seit der Erfindung der Briefmarken viel tausende von Sorten zur Ausgabe gelangt, und ein Sammler, der sie alle in seinem Album vereinigt hat, wird etwa 12 000 verschiedene Marken besitzen. Ein solches Album ist aber wohl eine große Seltenheit, denn das bloße Sammeln bringt ein solches Resultat nicht zu stande, da muß man tüchtig Briefmarken kaufen und viel Geld ausgeben, denn eine große Zahl der alten Markensorten ist schon sehr selten geworden und steht hoch im Preise. Wer aber geschickt ist und gute Freunde hat, mit denen er Marken tauschen kann, auch wohl einen Papa oder einen Onkel besitzt, der zu Versetzung oder zum Geburtstag ein paar Seltenheiten schenkt, der kann immerhin einige tausend Marken zusammenbringen, natürlich nicht auf einmal, sondern im Laufe der Jahre. Das nennt man denn auch Sammeln, wenn eins zum andern kommt, und jeder neue Fund Freude und Genugthuung bereitet.

Ein paar wichtige Regeln sollte jeder Sammler sich stets vor Augen halten. Er sammele einmal nur wirklich echte Marken — denn es giebt auch viele nachgemachte, namentlich auch unter den zum Verkaufe feilgebotenen Marken dann ferner nur gut erhaltene, ganze Exemplare, die ihre Zähne noch haben oder einen weißen Naturrand zeigen. Die dritte Hauptregel ist die wichtigste:

man gehe mit seinen Schätzen fein säuberlich um. Man klebe sie in ein gutes Album, das womöglich eingedruckte Markenbilder hat, die das richtige Einkleben erleichtern, und man verfahre bei dieser Arbeit möglichst behutsam, denn schon mancher kostbare Schatz ist hierbei durch Ungeduld und Nachlässigkeit vernichtet worden. Sitzen die Marken noch auf dem Couvert oder einem Teile desselben, so befeuchte man die Rückseite des Papiers; nach einiger Zeit wird die Marke sich leicht loslösen lassen. Beim Einkleben nehme man ganz wenig Klebstoff; ein kleiner Tupf, in der Mitte der Marke angebracht, genügt, um dieselbe zu befestigen. Nichts sieht häßlicher aus, als wenn die Marken im Album von einer Gummischmiere umgeben sind; an einem solchen Aussehen erkennt man, daß der Sammler keine rechte Lust für sein Geschäft besitzt. Ein sauber gehaltenes Album, das sich von Jahr zu Jahr mehr füllt, macht aber allen, die es sehen, dem Besitzer, wie seinen Freunden, großen Spaß.

Durch das Briefmarkensammeln wird man viel Interessantes lernen, von fremden Ländern und Menschen, von Krieges- und Friedensthaten, denn die einzelnen Länder haben meist Gegenstände oder Personen aus ihrer Geschichte auf den Marken dargestellt, und der Sammler dieser Bilder wird doch wißbegierig genug sein, um sich nach der Bedeutung der Zeichnung oder des Porträts zu erkundigen. Auch über sonstige Einrichtungen fremder Länder wie Münzwesen, Hauptstädte, Verkehrswege u. s. w., berichtet die Briefmarke dem aufmerksamen Sammler, und jede neue Errungenschaft bedeutet für ihn auch eine Vermehrung seines Wissens.

Sollen auch kleine Mädchen Marken sammeln? — so hört man oft fragen. Ei, wafum nicht, wenn sie Lust dazu haben. Aber dort, wo Brüder vorhanden sind, werden die Schwestern sich wohl meist damit begnügen, deren Markensammlungen zu bewundern und kennen zu lernen. Da heißts dann: geteilte Freude — doppelte Freude. Wenn aber ein kleines Mädchen selber eine Markensammlung sich anlegt, so muß es auch all' das beherzigen, was wir hier gesagt haben.

Simon bar Kochba.

(Für die reifere Jugend.)

(Schluß.)

Selbst Rabbi Aiba, das Oberhaupt der damaligen Schule B'ne b'rak, stimmte in die Begeisterung deß Volkes für Bar Kochba ein, und er rief beim Anblicke des Heldenjünglings begeistert aus: Das ist der Stern, der aus Jakob aufgegangen. Zu diesem Gotterkorenen strömten jüdische Krieger aus allen Gegenden herbei; Rabbi Akiba selbst durchzog weite Länder, um dem Bar Kochb. Anhänger und Unterstützung zu verschaffen, und kam bald mit vielen tausend kampfesmutigen Jünglingen wieder heim. Allgemein war man

des besten Ausganges gewärtig; denn Rabbi Akiba versicherte es, und das Wort dieses allverehrten Volkslehrers galt für unfehlbar. Er selbst war einer derjenigen, die schon seit lange den Aufstand vorbereiten halfen. Die in den Höhlen des Karmelgebirges versteckten Waffen wurden hervorgesucht, und Bar Kochba rüstete damit seine Mannschaft aus, die er mit großer Vorsicht auserlesen hatte. Jeden, der sich bei ihm zur Aufnahme meldete, ließ Bar Kochba erst Proben seines Mutes und seiner Standhaftigkeit ablegen, und auf diese Weise hatte er ein Heer zusammen gebracht, in welchem jeder Einzelne ein Held genannt zu werden verdiente.

Nun wartete Bar Kochba nur noch auf eine Veranlassung, um loszuschlagen. Auch eine solche fand sich bald, und zwar wie so oft in der Geschichte — in einem geringfügigen Vorfalle. Es war nämlich Sitte in Judäa, den Brautleuten auf dem Gange zur Trauung ein Paar Hühner voranzutragen. Einst nahmen jedoch römische Soldaten in ihrem Uebermute dieses Hühnerpaar weg. Darüber wurden die Hochzeitsgäste erbittert, fielen über die römischen Söldlinge her, um sie für ihren Übermut zu züchtigen, und töteten sie. Hadrian, von diesem Vorfalle benachrichtiget, schickte Truppen nach der Stadt, in welcher man sich gegen seine Soldaten so vergangen hatte, und forderte die Bestrafung der Schuldigen. Die Einwohner verteidigten sich, und in kurzer Zeit war der Aufstand gegen die römische Bedrückung allgemein. Nun führte auch Bar Kochba seine Mannschaft den römischen Truppen entgegen. Allerorts mußten die letztern zürückweichen und überließen der Heldenschar Bar Kochba's einen Platz nach dem andern. Binnen Jahresfrist waren 50 Festungen und über 900 Städte in ihrer Gewalt. Solch glänzende Erfolge erfüllte alle Herzen mit maßloser Freude. Die Juden sahen sich wieder im Besitze von ganz Galiläa, Samaria und Judäa, und auch Jerusalem war wieder in ihren Händen. Sie betrachteten nunmehr ihre Unabhängigkeit als hergestellt, und Bar Kochba galt als selbständiger Regent. Er ließ, wie einst Simon Makkabi, zum Andenken an den Befreiungskampf Münzen prägen und gab ihnen die Inschrift: „Zur Freiheit Jerusalems."

Freiheit und Selbständigkeit waren somit errungen, und es galt nun, diese auch für die Zukunft zu sichern. Bar Kochba kannte seine Gegner, die Römer, und wußte wohl, sie werden es nicht ruhig hingehen lassen, daß ein Volksstamm, so gering an Zahl, sich ihrer Herrschaft entziehe. Er benutzte daher die Zeit, für den nahe bevorstehenden Verteidigungskampf die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Er ließ Städte und Dörfer mit Wällen und Schanzen umgeben. Damit der Verkehr auch zur Zeit einer Belagerung nicht unterbrochen werde und die Zufuhr der Nahrungsmittel möglich sei, ließ er unterirdische Gänge von großer Ausdehnung graben und machte an verschiedenen Orten im Lande geheime Eingänge in dieselben. Die größte Sorgfalt aber verwendete Bar Kochba auf die Befestigung Bethars. Diese Stadt war in Judäa, eine römische (= ¼ geographische) Meile vom mittel-

ländischen Meere entfernt und gehörte damals zu den volkreichsten Städten des Landes. Um uns einen Begriff von der ungeheuren Einwohnerzahl Bethars zu geben, erzählen unsere Alten, es haben dört 400 Jugendschulen bestanden, deren jede viele Hundert Schüler zählte.

Während dieser Vorbereitungen waren 2 Jahre verflossen (132—134), und Kaiser Hadrian hatte es nicht vermocht, die Juden wieder unter seine Herrschaft zu bringen. So viele neue Truppen er auch dahin sandte, und so tüchtige Feldherrn er ihnen auch beigab, sie mußten vor Bar Kochba zurückweichen. Da berief Hadrian seinen bewährtesten Feldherrn Julius Severus aus Brittanien und schickte ihn nach Palästina. Dieser erkannte sogleich, welches Verfahren er hier einhalten müsse. Er vermied sorgfältig eine entscheidende Schlacht, die bei der großen Anzahl der jüdischen Krieger und bei dem hohen Mute derselben, überdies noch begünstigt durch vorteilhafte Stelluug und genaue Ortskenntnis, nur zu Gunsten Bar Kochba's ausfallen konnte. Wie sein Vorgänger Vespasian suchte er den Krieg in die Länge zu ziehen und seine Gegner durch kleine Verluste zu schwächen. Insbesondere rechnete er auf den Mangel an Lebensmitteln, der bei der vernachlässigten Bearbeitung des Bodens für die Bewohner Palästina's bald eintreten mußte. Severus hatte sich nicht verrechnet. Mit seiner Ankunft schien von Bar Kochba, dem Sternensohne, der Stern des Glückes gewichen zu sein, und so schnell er das Land von den Römern erobert hatte, eben so schnell verlor er es wieder an dieselben. Der erste bedeutende Angriff des Severus geschah vom Norden her; es kamen sonach die Festungen Kabul, Sichin und Magdalah zuerst an die Reihe. Alle drei fielen in die Hände der Römer, und Bar Kochba mußte sich gegen Süden zurückziehen. Auch Tur Simon wurde von Severus nach kurzem Widerstande genommen, und bald blieb für Bar Kochba nur noch Bethar übrig, als das letzte Bollwerk, hinter welches er sich mit seinen Anhängern zurückzog.

Julius Severus belagerte die Stadt und wendete gegen sie alle jene Mittel an, die dem kundigen Feldherrn eines mächtigen und kriegegewohnten Volkes reichlich zu Gebote standen. Aber auch Bar Kochba hatte mit Umsicht und richtigem Verständnis alles gethan, was in seiner Macht stand, um sich gegen die Römer zu behaupten. Er war unstreitig ein würdiger Gegner des Severus. Ja hätte nicht Verrat die Thore Bethars geöffnet, die Macht der Römer hätte es nimmer vermocht.

Bar Kochba hatte die Veranstaltung getroffen, daß ihm auf unterirdischem Wege Lebensmittel zugeführt wurden. Allein die Römer erlangten durch Verrat eines Saramitaners Kunde davon, und plötzlich war die Zufuhr abgeschnitten. Zudem versiegte die einzige Quelle, die die Stadt mit Wasser versorgte. So hatten die Belagerten nicht bloß gegen das feindliche Heer, sondern auch gegen Hunger und Durst, gegen List und Verrat zu kämpfen, und es wäre kein Wunder gewesen, wenn sich ihrer Kleinmut und Verzagtheit

bemächtigt hätte. Dies war aber nicht der Fall. In dem Maße, als ihre Anzahl zusammenschmolz, in eben dem Maße kräftigte und befestigte sich in ihnen der Vorsatz, treu auszuharren bis auf den letzten Mann.

Die Belagerung Bethars hatte bereits länger als ein Jahr gedauert, und auf beiden Seiten viele Opfer gefordert. Da vermochten die Juden nicht länger Widerstand zu leisten. Durch unterirdische Gänge, von Verrätern geführt, drangen die Römer in die Stadt, und am 9. Aw, an jenem alten Trauertage, an welchem auch der erste und zweite Tempel Jerusalems gefallen war, fiel auch Bethar in die Hände der Römer. Es folgten nun Blutscenen, gräßlich und schaudererregend, wie sie selbst bei der Zerstörung Jerusalems nicht vorgekommen waren. Das Blut ergoß sich stromweise bis in das eine Meile entfernte Meer. Über eine halbe Million Menschen hatte dieser Kampf gekostet. Auch Bar Kochba hatte im Schlachtgewühle den Tod gefunden. Ein Römer brachte sein Haupt dem Julius Severus und rühmte sich, ihn erschlagen zu haben. Severus aber antwortete, indem er von tiefer Rührung das Haupt betrachtete: Der ist durch Gottes Hand gefallen, Menschenkraft hätte nicht vermocht ihm beizukommen.

Nach dem Falle Bethars und des für den Messias gehaltenen Bar Kochba, ward das ganze Land im buchstäblichen Sinne des Wortes zur Wüste gemacht.

Über Bethar ließ Julius Severus den Pflug führen, und auf den Trümmern Jerusalems wurde auf Hadrians Anordnung eine neue Stadt aufgeführt, die Aelia Capitolina genannt wurde. Der Name Jerusalem sollte ganz der Vergessenheit anheimfallen.

Dies die Absicht des römischen Herrschers. Daß er sie nicht erreicht hat, ist uns allen bekannt. Jerusalem war wohl gesunken, vergessen wurde es nicht. Sein Name lebt heute noch im Munde eines jeden Volkes und wird von den Bekennern aller Religionen mit Ehrfurcht genannt.

Edelmut.

In London giebt es viele sogenannte „Bootblacks" oder Stiefelputzer, die sich an Bahnhöfen, großen Postämtern und ähnlichen verkehrsreichen Orten aufhalten und Vorübergehenden, die beschmutzte Stiefel haben und dieselben wieder geputzt haben möchten, für einen Penny oder zwei diesen Dienst leisten. Die meisten derselben sind arme Knaben, die bereits der Schule entwachsen sind und leicht ganz verwildern oder verwahrlosen würden, wenn man sich nicht ihrer angenommen und versucht hätte, sie nützlich zu beschäftigen. Man hat deshalb aus ihnen ein besonderes Korps gebildet, „Boys Brigade", Knaben-Brigade genannt, deren Mitglieder schon von weitem an einer gewissen gleichartigen Kleidung oder Uniform erkennbar sind. Da sie jedoch nur eine mangelhafte Erziehung und Schulbildung erhalten haben und sich Tag für

Tag von früh bis spät auf der Straße aufhalten müssen, sind sie oft trotz aller Bemühungen um sie nicht von feinster Art, ja!, man hält sie gewöhnlich für eine „rauhe“ Klasse. Indessen zeigen auch sie bisweilen Züge von besserer Gesinnung, ja von Edelmut, wie folgende kleine Geschichte uns veranschaulichen kann:

Eines Tages sagte ein Mitglied dieser Schuhputzer-Brigade, der den Beinamen „der lahme Tim“ führte, zu seinen Kameraden, die darüber erstaunte Gesichter machten, in traurigem Tone: „Jungens, ich möchte meinen ganzen Kram verkaufen. Wer zwei Schillinge (etwa 2 Mark) giebt, kann ihn dafür haben, Bürsten, Wichse und den Kasten dazu!“ „Na nu,“ sagte einer derselben, „warum denn das? willst du denn nicht mehr Schuhputzer bleiben?“ „Das nicht gerade!“ antwortete Tim, „aber ich brauche die 2 Schillinge sehr notwendig.“ „Willst dir wohl einen vergnügten Tag machen?“ rief ein anderer. Tim aber verneinte auch dies, bestand jedoch auf seinen 2 Schillingen und sah sich im Kreise der Genossen um, ob niemand sie ihm bieten würde Es dauerte auch nicht lange, da zog einer der Knaben 2 Schillinge aus der Tasche, reichte sie Tim und nahm dafür den Schuhputzerkram wohlgefällig in Empfang. Wußte er doch, daß er damit keinen schlechten Handel gemacht hatte. Was wollte indessen Tim mit dem Gelde?

Sowie er es in Empfang genommen, eilte er damit zu einer Zeitungs-Expedition, schrieb daselbst einige Zeilen auf einen Zettel, reichte denselben dem Manne hin, der die Anzeigen für die Zeitung in Empfang zu nehmen hatte, und bezahlte dafür seine 2 Schillinge. Auf dem Zettel stand: „Todesanzeige des kleinen Ted, 3 Jahre alt, zum Himmel gegangen. Begräbnis morgen. Der trauernde Bruder.“

„Das bist du wohl?“ fragte ihn der Kassierer. Tim versuchte stark zu bleiben, konnte es aber nicht. Vielmehr rollten dicke Thränen über seine Wangen, während er schluchzend herausstieß: „ach — ich mußte meinen ganzen Kram verkaufen, um diese Anzeige bezahlen zu können, aber — aber ich konnte nicht anders, ich — hatte — den — kleinen — Kerl — so — so — so lieb!“ — Dann eilte er nach Hause. Wie groß war aber sein Erstaunen und seine Freude, als schon nach einer Stunde einer seiner Kameraden zu ihm kam und ihm seinen ganzen Schuhputzerkram wiederbrachte und dazu noch einen schönen Kranz mit einer Trauerschleife. Wie hatten sie es nur erfahren, wozu der lahme Tim seine 2 Schillinge verwandt hatte? Nun, auch Schuhutzer-Knaben sind bisweilen neugierig. Darum hatten sie einen aus ihrer Mitte unbemerkt von Tim hinter ihn hergesandt, und derselbe hatte ihn in der Zeitungs-Expedition belauscht. Dann war er ebenso unbemerkt zu seinen Freunden zurückgekehrt, und als dieselben erfuhren, wo Tims 2 Schillinge geblieben waren, hatten sie sofort unter sich eine Sammlung veranstaltet, deren Ertrag hinreichte, um ihm seinen Kram zurückzuerstatten und ihn obenein mit jenem Kranze und der Trauerschleife freudig zu überraschen. Niemand

hatte das jener „rauhen" Klasse von Londoner Schuhputzer-Knaben zugetraut. Schreiber dieses aber hat es erfahren, und die lieben Leser können es glauben. Und die Moral davon?

Ein Lehrer hatte einmal einer großen Schar von Kindern eine schöne Geschichte erzählt und meinte am Schlusse derselben auf die darin enthaltene Moral oder Lehre noch besonders hinweisen zu müssen. Kam hatte er aber gesagt: „Nun, liebe Kinder, daraus können wir lernen, daß . . . ," als ihm einer seiner kleinen Zuhörer, der dicht vor ihm saß, höchst eifrig in die Rede fiel und ausrief: „Ach, lassen Sie es nur, was wir daraus lernen können! Erzählen Sie uns lieber noch eine Geschichte!" Seitdem unternimmt es jener Lehrer niemals mehr, die Moral einer Geschichte gleichsam als einen Zopf hinten anzuhängen, sondern er versucht vielmehr, sie in das Gewebe der Geschichte unbemerkbar einzuflechten.

Wer erràt's?

Auflösung der Rätsel in No. 14

I. **Silbenrätsel.**

Jesaja, **A**braham, **K**üstrin, **O**mri, **B**aësa = **Jakob.**

II. **Zahlenrätsel.**

Lilie, **A**msel **U**hland, **D**ora **O**hlau, **N**ase = **Laudon.**

III. **Reimrätsel.**

Linse — **B**inse.

IV. **Wanderrätsel.**

Gras — **S**arg.

Rätsel:

I. **Quadraträtsel.**

1	2	3	4	— Blume
2	5	6	7	— Reich
3	6	6	8	— Gottesgabe
4	7	8	4	— Vogel.

Die Zahlen sind durch Buchstaben zu ersetzen und zwar so, daß die wagerechten und senkrechten Reihen dieselben Wörter ergeben.

Einges. von Emil Wachtel-Berlin

II. **Silbenrätse..**

Ci, el, er, fe, gen, har, is, la, leip, lip, ma, ne, per, rü, sach, sen, tro, zig

Aus diesen 18 Silben sind Wörter zu bilden, die bezeichnen: Preuß. Provinz, Frucht, Musikinstrument, bibl. Name, Stadt im Königreich Sachsen, Nebenfluß des Rheins, Baum, Insel in der Ostsee Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben den Nomen eines berühmten Dichters.

Einges. von Moritz Jacobus-Zempelburg.

III. **Rätselhafte Inschrift.**

Mite inem s. T. re iche fäl L. t. Ke. ine E. iche.

IV. **Rätsel.**

Mit W ists oft so weiß wie Kreide,
„ B siehst du es fast an jedem Kleide.
„ S liegt draußen es zu deinen Füßen.

Mit H siehst du es oft die Menschen grüßen
„ R ist es an allen Ecken,
„ L bedeutet es weite Strecken.

Einges. von Hermann Rector-Berlin, z. Z. Wolfenbüttel.

Redaktion: E. Flanter, Berlin N.O., Elisabeth-Straße 59a.
Druck von L. Wechselmann Berlin C., Neue Schönhauser-Straße 11.